

ANITA BROOKNER

ROMAN

*Hotel
du Lac*

Mit einem Vorwort von Elke Heidenreich



EISELE

Anita Brookner

Hotel du Lac

ANITA BROOKNER

*Hotel
du Lac*

ROMAN

Mit einem Vorwort von Elke Heidenreich

Aus dem Englischen
von Dora Winkler

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:

www.eisele-verlag.de

Die Originalausgabe »Hotel du Lac«
erschien 1984 bei Jonathan Cape, London.



© 1984 Anita Brookner

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

© der deutschen Übersetzung: Piper Verlag GmbH,
München 1986

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-96161-079-2

Vorwort von Elke Heidenreich

Edith Hope, Heldin dieses Romans, der Anita Brookners vierter war und 1984 völlig überraschend mit dem Booker Prize ausgezeichnet wurde, hat einen in den Augen ihrer Freunde fürchterlichen Fauxpas begangen und muss für einige Zeit aus ihrem gemütlichen englischen Haus verschwinden, bis sich die Empörung gelegt hat. Sie fährt in die Schweiz, in das eher mittelklassige Hotel du Lac, zieht ihre lange Strickjacke an, stopft die Hände in die Taschen und denkt auf einsamen Spaziergängen darüber nach, was warum so grauenhaft schiefgegangen ist. Wir als Leser rätseln selber lange, erst weit nach der Hälfte des Romans wird das Elend, *diese andere Sache*, *diese unglückliche Entgleisung* nach und nach enthüllt.

Edith Hope ist Schriftstellerin, sie will hier in der Abgeschiedenheit nach einem persönlichen Skandal auch einen Roman fertig schreiben, aber stattdessen beginnt sie, die paar Gäste im Hotel zu beobachten und zu analysieren und sich ihre Leben und Lebensgeschichten auszumalen, und dabei liegt sie so unglaublich falsch, dass uns Leser eine Ahnung beschleicht: Wer so wenig Menschenkenntnis hat wie Edith, der kann vielleicht herrlich verzwickte Romane schreiben, wird aber im eigenen Leben nichts als Unheil an-

richten. Edith machte sich voller Demut bewusst, dass sie keine gute Menschenkennerin war. Sie konnte einen Charakter erfinden, aber die im wirklichen Leben konnte sie nicht entziffern. Für das Leben brauchte sie jemanden, der es ihr erklärte.

Anita Brookner, die uns all das erzählt, ist immer klüger als ihre Protagonistinnen, die sie nicht ohne Sympathie und Mitgefühl, aber doch erbarmungslos seelisch seziert. Und die Schraube dreht sich noch ein Stück weiter: Alle ihre Frauenfiguren lesen leidenschaftlich gern und finden in Büchern oft das Leben, von dem sie träumen, in das sie aber selbst den Schritt nicht wagen, oder sie zerbrechen an diesen Träumen, weil alles nur Illusion war. Ach, wir kennen das doch – Emma Bovary, Anna Karenina – zu viele romantische Gefühle aus zu vielen Büchern, die der Realität nicht standhalten! Brookner benennt es im Roman einmal als *Literatur, die altbewährte Trösterin der sich unbehaglich Fühlenden*. In Anita Brookners Romandebüt *Ein Start ins Leben* von 1981, bei Eisele 2018 erstmals auf Deutsch erschienen, liest sich Ruth Weiss weg aus ihrem grässlichen Elternhaus, sie weiß alles von und über Balzac, sie promoviert sogar über ihn, sie ist ja nicht dumm, aber plötzlich ist sie vierzig und wird alt und ist vollkommen allein im falschen Leben. Wie konnte das denn passieren?

Mich erinnert das an Puccinis Tosca in der gleichnamigen Oper, die erschüttert singt *Vissi d'arte, vissi d'amore*, ich habe doch nur für die Kunst und die Liebe gelebt, ja, und dabei hatte sie das Leben aus den Augen verloren und nicht gemerkt, dass in den Kellern gefoltert wurde und dass unter der Folie des Normalen eine grauenhafte Brutalität lag. So stark beschreibt Anita Brookner das nicht, ihre Romane ha-

ben keine ausgesprochen politische Dimension, aber wir haben beim Lesen immer das Gefühl, dass die Romanheldinnen auf sehr dünnem Eis gehen. Und nicht nur sie: alle, auch die paar Gäste im einsamen Hotel du Lac. Da ist die stets glücklich lachende, enorm aufgeputzte Mutter mit ihrer dicken, ergebenen Tochter, reich und einsam und in ein völlig sinnloses Dasein eingebunden, das nur aus Lügen besteht; da ist die vornehme Baronin mit dem Mopsgesicht, die sich bemüht, sich ihr Elend und ihre Armut nicht anmerken zu lassen, bis es einfach nicht mehr zu übersehen ist; da ist die schöne Monica, die ihr Mann hierher verbannt hat, weil sie keine Kinder kriegen kann und magersüchtig ist, sie soll endlich essen und gesund genug für einen Stammhalter werden, als wäre Essen das, was ihr fehlt. Und da ist der von seiner Frau verlassene Mr. Neville, ganz Gentleman der alten Schule, aber ironisch und scharfsichtig, der Ediths Leben fast eine komplett andere Richtung gibt – aber wiederum hat sie sich geirrt. Wieder mal hat sie die Zeichen nicht früh genug erkannt.

Natürlich möchte ich in einem Vorwort nicht verraten, was genau passiert, aber spürbar ist die ganze Zeit: Es könnte im Grunde alles gut gehen, aber irgendetwas läuft falsch, bloß was? Es ist wie in Ediths Romanen, ein nicht zu entwirrendes tägliches Pensum von Phantasie und Lüge. Mr. Neville erscheint darin wie der Abgesandte eines zynischen Teufels, der der unglücklichen Edith einredet: »Sie brauchen nicht mehr Liebe, Sie brauchen weniger. Die Liebe hat Ihnen nicht besonders gut getan. (...) Was Sie brauchen, ist eine gesellschaftliche Position. Die Ehe.«

Ach, so einfach wäre das? So einfach ist es natürlich nicht,

schon gar nicht für eine Frau des ausgehenden 20. Jahrhunderts, die durchaus selbst für sich sorgen kann. Und doch ... Irgendetwas nagt und lockt, aber Edith ist trotz aller Sehnsucht nach einer Art von bürgerlicher Ordnung klug genug, um vorsichtig zu sein: Und in ihrem Kummer fühlte sie sich in höchstem Grade gefährdet. Sie beobachtet die Menschen, die in diesem Hotel gestrandet sind wie sie, sie irrt sich fundamental, was deren Hintergründe betrifft, und sie denkt verwirrt: *Ich finde alles, was ich sehe, so verschieden von dem, was ich denke, dass ich meinem Urteil nicht mehr traue.* Und wenn man erst so weit ist, wie kann man dann im eigenen Leben Entscheidungen treffen, ohne sich fürchterlich zu irren und an diesem Irrtum dann für immer tragen zu müssen? In ihrer Verlassenheit begreift sie etwas, das ihr vielleicht in Zukunft wird helfen können, nämlich:

Hoffnungen und Wünsche müssen laut und zäh verkündet werden, sonst wird sich keiner gezwungen sehen, davon Notiz zu nehmen, geschweige denn, sie zu erfüllen.

Eine spezielle Art von Feminismus ist das, was da ganz langsam unter der Oberfläche von Anita Brookners Erzählen brodelt, ohne jeden Zeigefinger, einfach nur ein leises »Tu es doch endlich!«, was die Wünsche von Frauen betrifft.

Seht mich an, (Look at me), so heißt einer der 23 Romane von Anita Brookner, und wir sehen sie an, diese Frauen, die an der Unvereinbarkeit ihrer Wünsche und Gefühle schier verzweifeln: Da ist die Sehnsucht nach etwas Wildem, Ungezügelterem oder auch nur nach einem eigenen Leben – und auf der anderen Seite die Anpassung an das, was Gesellschaft, Eltern, Ehemänner erwarten: die brave Einordnung.

Und wenn eine Frau zu klug ist, um sich einfach zu ergeben, dann muss sie sehr aufpassen, an dieser Diskrepanz nicht zu zerbrechen.

Fast alle Romane von Anita Brookner beschreiben solche Zustände. Das heißt: Wir haben es mit relativ sparsamen Aktionen zu tun, dafür umso mehr mit geradezu atemberaubend spannenden Innenwelten, in denen es kocht und explodiert.

Und wie grandios sie erzählt, mit welcher von Eleganz und exquisiten Bildern geprägten Sprache! Landschaften und Interieurs beschreibt sie mit eindrucksvoller, ironisch gefärbter Genauigkeit – wie Ediths Hotelzimmer, *das in der Farbe von zu lange gekochtem Kalbfleisch gehalten war. An den Wänden schien eine ferne Erinnerung an schwere Mahlzeiten zu haften.* Oder die dicke Tochter namens Jennifer Pusey, die den Speisesaal betritt, *nach rechts und links hin lächelnd, als sammelte sie (...) Blumensträuße ein.* Wenn Brookner einen Markt, eine Landschaft, ein Café beschreibt, spürt und riecht, hört und sieht man die Atmosphäre, und da zählt das, was ist, nicht das, was scheint. Mit dem Schein quälen sich ihre Figuren herum, die ganz langsam ausbleichen, die völlig unbemerkt alt, traurig, dick, enttäuscht werden und nicht begreifen, wie ihr Leben so misslingen konnte und wo das angefangen hat. Brookner sieht mit sehr klarem Verstand, *dass die Guten unglücklich leben bis ans Ende ihrer Tage.* Das ist ein Zitat aus ihrem Roman *Tugend und Laster* (1985), in dem zunächst ausnahmsweise mal ein Mann im Mittelpunkt steht, aber einer, an dem wieder eine Frau letztlich zerbricht. In *Seht mich an* (1983) gesteht die Bibliothekarin Frances: *Ich wäre gern schön, träge, verwöhnt und unzuverlässig. Kurz gesagt, ich hätte es gern et-*

was leichter. Und: Wenn ich nicht sehr achtgebe, werde ich mich zu einem grässlichen alten Drachen entwickeln.

Auch Edith hat ähnliche Gedanken. Sie versucht, mit etwas Gewöhnlichem zufrieden zu sein, weil etwas Ungewöhnliches sie verletzt hat. Aber natürlich rumort es innerlich weiter, und offenbar haben die Frauen nicht die Gabe, ihre Sehnsüchte völlig zu begraben, wie es die Männer bei Anita Brookner können: Thomas Hartmann in *Nachzügler* (1988) hatte vor langer Zeit gelernt, wie viel Vergnügen es bereiten konnte, mäßig zu sein, Wesentliches zu erkennen, etwas zu erreichen und zu vervollständigen, anstatt sich abzumühen und zu scheitern. Bewundernswert, wie Anita Brookner solche filigranen Vernetzungen des Inneren beschreibt, und sie tut das mit einem immensen Sprach- und Bilderreichtum. Das liest sich fabelhaft und macht die Lektüre ihrer eher handlungsarmen, aber an Gedanken und Impressionen so reichen Romane zur reinen Freude. Eigentlich geschieht nichts, und doch ändern sich Gegebenheiten und Zustände wie in Zeitlupe, das aber so gründlich, dass plötzlich ein ganz anderer Weg als der eigentlich eingeschlagene und geplante sichtbar wird. Wann war die Abzweigung und wo? Man weiß doch noch, wann eine Liebe anfing, aber warum weiß man nie, wann und wo sie endete?

Brookner ist eine geniale Alltagsbeobachterin mit viel versteckter Bosheit, feiner Ironie und einer großen Portion Humor. Schmal und mit langer Nase fühlt sich Edith Hope ein wenig der großen Schriftstellerin Virginia Woolf ähnlich, aus deren Umfeld bezieht sie auch ihr Pseudonym. Und dann ruft die vergnügte, aufgetakelte, boshafte Mrs. Pusey plötzlich im Speisesaal, so dass es alle hören können: »Jetzt

ist es mir eingefallen! Jetzt ist mir eingefallen, an wen mich Edith erinnert. Prinzessin Anne! Ich wusste doch, ich würde darauf kommen. Prinzessin Anne!« Muss erwähnt werden, dass das eher als Kränkung denn als Kompliment gemeint ist? Aber was auch immer: Komisch ist es allemal. Und von Frauensolidarität, an die Edith ohnehin nicht glaubt, weil sie sie selbst kaum empfindet, weit entfernt. Ich bin den Frauen gegenüber zu herzlos gewesen, dachte sie, weil ich sie besser verstehe als die Männer. Ich weiß, wie wachsam sie sind, wie geduldig, wie sehr sie es nötig haben, sich als erfolgreich hinzustellen. Sie dürfen nie einen Misserfolg zugeben. Ich weiß das alles, weil ich eine von ihnen bin.

Die Frauen, die sich in diesem Hotel zufällig begegnen, sind alle mehr oder weniger gescheitert oder von Männern dafür bezahlt worden, für eine Weile von der Bildfläche zu verschwinden. Jede trägt an ihrem Kummer und keine spricht darüber. Fünf in den Roman eingestreute Briefe, die Edith an ihren verflossenen Geliebten David schreibt und nie abschickt, enthüllen ihr ganzes Unglück und wirken doch schon wieder wie Notizen zu einem weiteren Roman, dessen Stoff immer nur das eigene Leben ist. Und geradezu erschütternd ist ein Satz, den Edith gegenüber Mr. Neville äußert, der ihr gefährlich nahe kommt: »Ja, ich denke, ich bin ziemlich unglücklich. Und das enttäuscht mich so.«

Enttäuscht über das eigene Unglück – als wäre es komplett selbstverschuldet. Das Geheimnis der Zufriedenheit erschließt sich den meisten dieser umgetriebenen Frauengestalten nicht, während Mr. Neville, dieser Advokat des Teufels, lässig konstatiert: »Was immer man Ihnen erzählt hat, dass nämlich Selbstlosigkeit gut sei und Bosheit schlecht, war falsch. Das ist eine Lehre für Knechte und führt zur Resignation. (...) Die Leute füh-

len sich bei niedrigem moralischem Standard wohl. Es sind die Skrupel, die sie vertreiben.«

In ihren Briefen an David vertieft Edith solche Gedanken und gibt zu, dass etwas sehr Wahres daran ist. Sie beschreibt ihm die unverwüstlich gut gelaunte Mrs. Pusey so: Mrs. Pusey hat sich die guten Dinge, die das Leben bieten kann, zu verschaffen gewusst, und sie hat nicht die Absicht, sie fahren zu lassen, und warum sollte sie auch? Sie wusste von Anfang an, was manche Unglückliche nie lernen; sie wusste, dass das Beste dazu da ist, dass man es sich nimmt, auch wenn vielleicht nicht genug für alle da ist.

So handeln Frauen. Das sind dann keine Damen und erst recht keine Ladys – zwischen diesen dreien wird im Roman augenzwinkernd und scharf unterschieden. Anita Brookner war das alles: eine Frau, die wusste, wie man sich durchsetzt, eine Dame, die darüber außer in ihren Romanen nicht sprach, und eine Lady, die mit vornehmer Beharrlichkeit Buch um Buch belegte, wie viel es noch zu tun gibt, um alte Rollenmuster hinter sich zu lassen, wie lange es noch dauern wird, dass Männer sich nicht mehr nach ihren Müttern und Frauen sich nicht mehr nach ihren Männern richten, um zu genügen, welchen Ansprüchen auch immer. Interessant ist die Frage, ob sie, wenn sie über das Schreiben schreibt, auch sich selbst und ihr Leben meint. In *Seht mich an* rechnet Frances Hinton im Grunde unbarmherzig mit der Schriftstellerei ab:

Ich empfand Widerwillen gegen die lange Isolation, die einem das Schreiben auferlegt, gegen diese klösterliche Zurückgezogenheit und das Gefühl des Ausgeschlossenenseins. Ich empfand Abscheu vor dem alternativen Leben, das das Schreiben angeblich bedeutet. Jetzt wurde mir auf einmal klar, was es für mich wirklich mit dem Schreiben auf

sich hatte und hat. Es ist die Buße dafür, nicht glücklich zu sein, ein Versuch, die anderen zu erreichen und sich so ihre Liebe zu erwerben. Es ist der instinktive Protest dessen, der erfährt, dass er keine Stimme vor dem Tribunal dieser Welt hat. Und dass niemand für ihn sprechen will. Ich gäbe meine gesamte Produktion von Worten hin, von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, wenn ich dafür einen leichteren Zugang zur Welt bekäme und wenn ich sagen dürfte: »Das tut mir weh – das mag ich nicht – das will ich haben.« Oder auch nur: »Seht mich an!«

Und Edith Hope, Verfasserin mittelmäßiger Liebesromane ohne Sex und Spannung, schreibt in *Hotel du Lac* im letzten Brief an David: Du dachtest vielleicht, (...) ich schreibe mit der Mischung aus Spott und zynischem Gleichmut, die man dem modernen Schriftsteller (...) meint unterstellen zu müssen. Du hast Dich getäuscht. Ich glaubte jedes Wort, das ich schrieb.

Ist das Anita Brookner, die hier spricht, oder ist es doch nur Edith Hope?

Anita Brookner, 1928 in London geboren und 2016 dort gestorben, war Tochter polnischer Juden, aus Bruckner wurde Brookner. Sie war studierte und promovierte Kunsthistorikerin, hat lange in Cambridge gelehrt und erst jenseits der fünfzig und mit genug Lebenserfahrung angefangen zu schreiben. Da wusste sie längst, dass Scheitern interessanter ist als Erfolg und dass eine der bedeutendsten Figuren in der Literatur Gontscharows Oblomow ist, der gar nichts mehr tut: Stillstand, ein Leben, in dem sich nichts bewegt, denn jede Bewegung hat Folgen, und Folgen können irritierend sein. Die Brooknerschen Frauen – gewinnen oder verlieren sie am Ende eigentlich? Genau darum sollten wir diese Romane lesen: um das selbst und damit etwas

über uns herauszufinden. Das kann beklemmend werden, und so ist zu erklären, dass man die Autorin »Herrin der Düsternis« nannte. Düster sind ihre Romane nicht, aber sie stellen böse Fallen, man darf nur nicht hineintappen.

Für Rosamond Lehmann

Nur eine zurückweichende Fläche Grau war vom Fenster aus zu sehen. Hinter dem grauen Garten, in dem nichts außer einer steifblättrigen, unbekanntem Pflanze zu wachsen schien, musste der große graue See liegen und sich in lautloser Ode zum unsichtbaren anderen Ufer hin erstrecken; und dahinter konnte man sich trotz der Bestätigung durch den Prospekt nur in der kühnsten Fantasie den Gipfel der Dent d'Oche vorstellen, auf dem vielleicht schon still und leicht Schnee fiel. Es war später September, Nachsaison; die Touristen waren fort, die Preise reduziert, und es gab wenig Anreize für Besucher in dieser kleinen Stadt am Seeufer, deren schon von Natur aus schweigsame Einwohner oft ganz und gar verstummten, wenn sich, manchmal tagelang, die dichte Wolke herabsenkte, um dann plötzlich zu verfliegen und eine neue Landschaft voller Farben und Geschehen zu enthüllen: Boote auf dem See, Passagiere auf dem Landungssteg, einen Markt unter freiem Himmel, die Umriss einer Burgruine aus dem 13. Jahrhundert, weiße Säume an den fernen Bergen und im Süden heitere Hänge voller Apfelbäume, deren Früchte in emblematischer Bedeutung glänzten. Denn dies war ein Land umsichtig geernteter Fülle, ein Land, das alle menschlichen

Zufälle besiegt hatte und wo nur das Wetter sich betrüblich der Kontrolle entzog.

Edith Hope, die unter einem klangvolleren Namen tätige Romanschriftstellerin, blieb am Fenster stehen, als könnte eine Attacke guten Willens die geheimnisvolle Trübe durchdringen, die sich ihr jetzt darbot, wo ihr doch belebende Frische, zuverlässiges Klima und ein durch und durch vernünftiger, um nicht zu sagen pragmatischer Aufenthalt versprochen worden waren: ruhiges Hotel, hervorragende Küche, lange Spaziergänge, keinerlei aufregende Zerstreungen, Abende, an denen einem nichts anderes übrig blieb, als früh zu Bett zu gehen. So sollte sie wieder ein rechtschaffener, arbeitsamer Mensch werden und die unglückliche Entgleisung vergessen, die zu ihrer kurzen Verbannung an diesen anscheinend entvölkerten Ort geführt hatte, mitten in der nun langsam ins Dunkel gleitenden Jahreszeit, in der sie eigentlich hätte zu Hause sein müssen ... Aber gerade ihr Zuhause, oder eher »Zuhause«, war ja ganz plötzlich feindlich geworden, sodass sie ziemlich erschrocken über das Geschehene zugestimmt hatte, als ihre Bekannten ihr einen Tapeetenwechsel vorschlugen. Und so hatte sie es zugelassen, dass ihre Freundin und Nachbarin, Penelope Milne, sie zum Flughafen fuhr, mit zusammengekniffenen Lippen und nur bereit, ihr zu vergeben, wenn sie jetzt eine anständige Zeit lang verschwand und dann älter, klüger und gehörig um Verzeihung bittend zurückkam. Denn meine Entgleisung wird mir nicht gestattet, als wäre ich ein naives Mädchen, dachte sie; und warum sollte ich das auch sein? Ich bin eine gestandene Frau, die es besser wissen müsste, und in den Augen meiner Freunde längst über das Alter der Unbesonnenheiten hinaus;

des Öfteren hat man von meiner physischen Ähnlichkeit mit Virginia Woolf gesprochen; ich bin Hausbesitzerin, Steuerzahlerin, koche gutes, unkompliziertes Essen und liefere meine Typoskripte stets noch vor dem vereinbarten Termin ab; ich unterschreibe alles, was man mir vorlegt; ich rufe nie meinen Verleger an, und ich stelle keine Ansprüche wegen meiner besonderen Art des Schreibens, obwohl sie sich, soviel ich weiß, glänzend verkauft. Ich habe diese ziemlich blasse und zuverlässige Persönlichkeit eine beträchtliche Zeit lang aufrechterhalten, und obwohl ich sicher andere gelangweilt habe, wurde mir nicht zugestanden, mich selbst zu langweilen. Ich gelte eben für anspruchslos, und so sollte ich nach der maßgebenden Meinung derer, die mich kennen, auch bleiben. Und zweifellos werde ich nach einem Besserungsaufenthalt in dieser grauen Einsamkeit (die Blätter dieser Pflanze bewegen sich überhaupt nicht, sehe ich) zurückkommen dürfen, um mein friedliches Dasein wiederaufzunehmen und wieder das zu sein, was ich war, bevor ich diese anscheinend schreckliche Sache begangen habe, über die ich mir aber, ehrlich gesagt, keine Gedanken mehr gemacht habe, als ich es getan hatte. Aber jetzt schon. Ja.

Sie kehrte der monotonen Ausdehnung vor dem Fenster den Rücken und betrachtete das Zimmer, das in der Farbe von zu lange gekochtem Kalbfleisch gehalten war: kalbfleischfarben der Teppich und die Vorhänge, ein hohes, schmales Bett mit einem kalbfleischfarbenen Überwurf, ein kleiner, strenger Tisch und eng daruntergerückt ein steifer Stuhl, ein schmaler Kleiderschrank und hoch über ihrem Kopf ein winziger Messingleuchter, der, wie sie jetzt schon sagen konnte, mit seinen acht schwachen Glühbirnen trübe

vor sich hin glimmen würde. Steife weiße Spitzengardinen, die das matte Tageslicht noch mehr dämpften, waren auseinanderzuziehen, damit man durch Fenstertüren auf einen schmalen Streifen Balkon hinaustreten konnte, auf dem ein grüner Metalltisch und ein Stuhl standen. Dort kann ich schreiben, wenn das Wetter schön ist, dachte sie und holte ihre Reisetasche, um zwei große Mappen herauszuziehen. Die eine enthielt das erste Kapitel von *Unter dem aufgehenden Mond*, an dem sie vorhatte, diese ganze seltsame Lebenspause hindurch stetig zu arbeiten. Aber ihre Hände streckten sich nach der anderen Mappe aus, und als sie sie aufschlug, ging sie instinktiv zu dem Tisch und saß gleich darauf mit aufgeschraubter Füllfeder auf dem unnachgiebigen Stuhl, und alles um sie herum versank.

Liebster David,

eisige Mienen, das hatte ich davon. Penelope fuhr schnell und schaute stur geradeaus, als begleite sie eine Gefangene von der Anklagebank zu einem Hochsicherheitstrakt. Mir war nach Reden – ich steige schließlich nicht alle Tage in ein Flugzeug, und die Tabletten, die mir der Arzt gegeben hatte, machten mich ziemlich gesprächig –, aber meine Bemerkungen schienen nicht gerade willkommen. In Heathrow wurde sie dann allerdings umgänglicher und besorgte mir einen Kuli für meine Tasche und zeigte mir, wo ich eine Tasse Kaffee bekommen konnte, und plötzlich war sie weg, und ich fühlte mich schrecklich. Nicht traurig, aber benommen und mitteilungsbedürftig und ohne irgendjemanden, mit dem ich reden konnte. Ich trank meinen Kaffee und ging herum und versuchte, alle Einzelheiten in mich aufzunehmen, so wie die Leute denken, dass Schriftsteller das tun (außer Dir, Liebster, der an so etwas überhaupt nie denkt), und plötzlich sah ich

mich im Spiegel der Damentoilette mir selbst gegenüber und bemerkte meine äußerst korrekte Erscheinung und dachte, ich sollte nicht hier sein! Ich bin hier nicht am rechten Ort! Das Gedränge und Gewühl, heulende Kinder, jeder nur darauf bedacht, irgendwo anders hinzukommen, und da stand nun diese sanft aussehende, etwas knochige Frau in einer langen Strickjacke, zurückhaltend, harmlos, recht hübsche Augen, eher große Hände und Füße, weicher Hals, ganz ohne irgendwelchen Wunsch, irgendwohin zu verreisen. Aber ich hatte mein Wort gegeben, einen Monat lang fortzubleiben, bis alle beschließen, dass ich wieder ich selbst bin. Einen Augenblick lang erfasste mich Panik, denn ich bin jetzt ich selbst und war es damals, obwohl diese Tatsache nicht anerkannt wurde. Keine Angst, ich bin nicht am Ertrinken, ich winke bloß.

Wie auch immer, ich bin darüber hinweggekommen, obwohl es nicht leicht war, und ich habe mich der vertrauenswürdigsten Gesellschaft angeschlossen, die ich finden konnte, bei der ich, ohne erst fragen zu müssen, wusste, dass das Reiseziel die Schweiz war, und sehr bald saß ich im Flugzeug und neben mir ein ganz reizender Mann, der mir von dieser Tagung in Genf erzählte, an der er teilnehmen wollte. Ich schloss daraus, er sei Arzt, ja, ich war bald ganz sicher, er sei Spezialist für Tropenkrankheiten, insbesondere als er mir erzählte, dass er den größten Teil seiner Zeit in Sierra Leone arbeite, aber es stellte sich heraus, dass er irgendwas mit Wolfram zu tun hat. So viel zur allseits gerühmten Vorstellungskraft der Schriftstellerin. Trotzdem fühlte ich mich ein bisschen besser, und er erzählte mir von seiner Frau und seinen Töchtern und wie er in zwei Tagen zu ihnen zurückfliegen würde, um noch ein Wochenende zu Hause zu verbringen, bevor er wieder nach Sierra Leone zurückmuss. Und in erstaunlich kurzer Zeit waren wir dort (ich merke, dass ich ›dort‹ sage, nicht ›hier‹), und er setzte mich in ein Taxi, und nach ungefähr einer halben Stunde war ich schließlich

hier (und es fängt an, ›hier‹ zu werden statt ›dort‹), und gleich werde ich jetzt auspacken und mich frisch machen und mein Haar kämmen müssen und hinuntergehen und schauen, ob ich eine Tasse Tee bekomme.

Das Hotel scheint menschenleer. Ich habe nur eine einzige ältere Frau gesehen, als ich hereinkam, sehr klein, mit einem Gesicht wie eine Bulldogge und so krummen Beinen, dass sie sich beim Gehen von einer Seite auf die andere zu werfen schien, aber das mit so wilder Entschlossenheit, dass ich ihr instinktiv auswich. Sie ging an einem Stock und hatte einen dieser Netzscheier mit kleinen blauen Samtschleifen auf. Ich beschloss, sie müsse die Witwe eines belgischen Süßwarenfabrikanten sein, doch der Page, der mein Gepäck trug, grüßte feierlich und murmelte »Madame La Comtesse«, als sie vorbeiwackelte. So viel zur allseits gerühmten Vorstellungskraft der Schriftstellerin usw. Jedenfalls wurde ich so schnell in dieses Zimmer verfrachtet (geradezu hineingeschleust), dass ich weiter nichts wahrnehmen konnte. Es scheint ruhig, warm, ziemlich geräumig. Das Wetter könnte als still beschrieben werden, glaube ich.

Ich denke die ganze Zeit an Dich. Ich versuche, mir vorzustellen, wo Du bist, aber das ist ziemlich schwierig bei der Zeitverschiebung, so klein sie auch ist, und den immer noch nachwirkenden Tabletten, die ich genommen habe, und unter allen diesen traurigen Zypressen. Bildlich gesprochen, natürlich. Aber morgen ist Freitag, und wenn es dunkel wird, kann ich mir vorstellen, wie Du in den Wagen steigst und zum Landhaus rausfährst. Und dann, natürlich, das Wochenende, an das ich nicht zu denken versuche. Du kannst nicht wissen ...

An diesem Punkt legte sie ihre Füllfeder hin und massierte sich kurz die Augen. Einen Augenblick saß sie mit aufgestützten Ellenbogen am Tisch, den Kopf in die Hände ge-

legt. Dann zwinkerte sie energisch, nahm den Füller wieder auf und schrieb weiter.

Lächerlich, Dir zu sagen, Du sollst auf Dich aufpassen, weil Du nie an die ganzen kleinen Vorsichtsmaßnahmen denkst wie andere, und jedenfalls kann ich nichts tun, um Dich dazu zu bringen. Mein liebes Leben, wie mein Vater meine Mutter nannte, ich vermisse Dich so.

Sie blieb ein paar Minuten an dem Tisch sitzen, dann atmete sie tief ein und schraubte den Füller wieder zu.

Tee, dachte sie. Ich brauche Tee. Und dann einen Spaziergang, einen ganz langen Spaziergang am Seeufer entlang, und wenn ich danach gebadet und mein blaues Kleid angezogen habe, werde ich für den immer so schwierig zu bewerkstellenden ersten Auftritt im Speisesaal bereit sein. Und dann ist da erst mal die ganze Mahlzeit abzuwickeln, was eine Zeit lang dauern wird, und danach werde ich herumsitzen und mit jemandem plaudern, es kommt nicht drauf an, mit wem, und wenn es nur die Bulldoggendame ist. Und ich muss früh zu Bett, es wird also nicht so schlimm sein. Und ich bin wirklich schon jetzt müde. Sie gähnte, bis ihre Augen tränkten, und stand auf.

Zum Auspacken brauchte sie nur ein paar Minuten. Abergläubisch ließ sie fast alle ihre Kleider in der Reisetasche, sodass sie sich sagen konnte, sie könnte sofort wieder weg, falls sich die Gelegenheit böte, obwohl sie wusste, dass sie hierbleiben und obendrein hoffnungslos zerknautschen würden. Es war nicht mehr wichtig. Haarbürste und Nachthemd kamen ins Badezimmer. Sie prüfte ihr Aussehen, das unverändert schien, nahm Tasche und Schlüssel an sich und